

Zwischen Macht und Masken

Heidi Metzmeier

1. Auflage, veröffentlicht 2026.
© Heidi Metzmeier
c/o Literatur- und Kulturlounge
Mainzer Straße 6
55276 Oppenheim
Deutschland

Herstellung: bookpress
Zwischen Macht und Masken – Eine Escort im Schatten der
Republik
Lektorat: © Sissi Steuerwald
<https://literaturkulturlounge.de>
Korrektorat: © Lektorat Meerwoerter
<https://astrid-topfner.com>
Covergestaltung: © Laura Newman
<https://www.lauranewman.de>
Buchsatz: Mit freundlicher Unterstützung von Papyrus Autor

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist die Autorin verantwortlich. Jede Verwertung, Vervielfältigung oder Übersetzung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig. Ebenso die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme. Zuwiderhandlung wird strafrechtlich verfolgt. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autorin, zu erreichen unter: Heidi Metzmeier, Franz-Rauch-Straße 12, 76547 Sinzheim, Deutschland; die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar. Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung: kontakt@heidimetzmeier.de

Für Evelyne, Hans Dieter und Peter

»Wehret den Anfängen!

*Zu spät wird die Medizin bereitet,
wenn die Übel durch langes Zögern erstarkt
sind.« – Ovid*

Schicksal eines Informanten

Seit Stunden saß er reglos auf der Couch, hatte nicht einmal gewagt, die Stehlampe einzuschalten. Am liebsten hätte er selbst das Atmen eingestellt. Kein Geräusch, das Verdacht erregte.

Durch die Vorhänge des Appartements drang das spärliche Licht der Straßenlaterne in sein Wohnzimmer und wurde geschluckt, bevor es die Dielen des alten Holzbodens erreichte.

Nun rieb er die Handinnenflächen an seinen Hosenbeinen und löste damit die Starre. Achtundvierzig Stunden lag sein Besuch in der Zeitungsredaktion zurück. Die junge Frau hatte versprochen, sich zu melden. Die letzten

Stunden vor den Feiertagen, im Büro, waren die Hölle gewesen. Er hatte sich von allen Blicken verfolgt gefühlt.

Wussten sie Bescheid? Würden sie etwas unternehmen? War es ein selbstmörderischer Fehler, den geheimen Deal an die Medien durchzustecken? Hätte er die Stadt verlassen sollen?

Er erhob sich. *Geh in die Küche, du hast den ganzen Tag nichts gegessen.*

Seine Beine zitterten, gaben unter ihm nach. Kraftlos ließ er sich in die Kissen der Couch zurücksinken. Dann hörte er es.

Ein leises Knacken an der Wohnungstür. Vor Angst zitternd, nahm er sein Telefon vom Beistelltisch und wählte die drei Ziffern des Notrufs.

Warteschleife! Wie er diese Stadt verabscheute.

Das Letzte, was er sah, waren zwei Schatten, die sich behände durch den Flur auf ihn zubewegten. Er wollte schreien, doch seiner Kehle entwich nur ein leises Wimmern. Sie packten ihn unsanft, einer der beiden Eindringlinge hielt ihm ein Tuch vor den Mund und die Nase. Ihm brach der kalte Schweiß aus. Schwach wehrte er sich gegen den Klammergriff, aber seine Sinne schwanden. Noch ein Versuch – dann Dunkelheit.

Wenige Tage zuvor

Juliane im Einsatz

Juli sah in den Spiegel und legte Lippenstift auf. Er war ebenso dezent wie das Make-up, das ihr längliches Gesicht mit den hohen Wangenknochen ebenmäßig erscheinen ließ.

Ihr beiger Hosenanzug mit dem breiten braunen Gürtel, der Julis schmale Taille betonte, saß perfekt. Die Pumps im selben Farbton ließen sie größer erscheinen, als sie ohnehin war. Am Rücken zeigte das Kleidungsstück seinen speziellen Kniff: Der Anzug war hinten tief ausgeschnitten und fiel in einer weichen Falte über den Gürtel. Sie liebte solche Hingucker auf den zweiten Blick. Für den Abend an der Seite des Vorstandsvorsitzenden würde sie eine weite Stola darüber tragen.

Sie musste sich beeilen, denn Claude war ein Mann, den man nicht warten ließ. Juli wusste

nur, dass sie ihn zu einem Essen mit Geschäftspartnern begleiten würde. Im Hinausgehen legte sie die Stola um, griff nach der Clutch und löschte das Licht ihres Penthouses in der Nähe der Berliner Friedrichstraße.

Er hatte ihr einen Wagen geschickt, der sie zum Restaurant bringen würde. Die Agentur achtete im Grunde peinlich genau darauf, dass die Privatadressen ihrer Mitarbeitenden geheim blieben. Juli machte jedoch für einen erlesenen Kreis an Stammkunden aus gewissen gesellschaftlichen Schichten explizite Ausnahmen.

»Guten Abend, Robert«, begrüßte sie den Fahrer, als sie sich auf der Rückbank des Jaguars niederließ.

»Guten Abend, Madame Juliane. Sie sehen bezaubernd aus, wenn ich das sagen darf.«

Sie schenkte ihm über den Rückspiegel der Limousine ein Lächeln.



Das Borchardt war eine Adresse, in der man selbst unter der Woche ohne Reservierung keinen Tisch bekam. Hier traf sich die Lobbyszene mit Politikern zu Sondierungsgesprächen. Abgeordnete aller Farben sprachen *off the record* mit Journalisten und lancierten Geschich-

ten, die meist dem Gegner, mitunter aber auch dem Koalitionspartner größtmöglichen Schaden zufügen konnten.

Claude wartete an der Garderobe. Er war mit drei langen Schritten bei ihr, drückte ihr einen seiner viel zu feuchten Küsse auf die Wange und griff nach ihrer Stola.

»Mon chéri, den Teil heben wir uns besser für später auf«, flüsterte Juli.

Sie lüpfte das Kleidungsstück gerade so weit, dass er den langen Ausschnitt errahnen konnte. Claude nickte anerkennend und reichte ihr seinen rechten Arm.

Beim Defilee durch die Reihen bot sich ihr das gewohnte Bild: Männer vergaßen mitten im Satz ihre Tischnachbarn und starrten sie unverhohlen an. Waren die Gesprächspartner Frauen, sah sie deutlich, wie diese ihren Status abschätzten, die Lippen schürzten oder sie mit offener Feindseligkeit anfunkelten.

Als sie die Tischrunde erreichten, der sie den heutigen Abend zu verdanken hatte, seufzte Juli. Wieder nur Kerle in schlecht sitzenden Anzügen und langweiligen Gesprächsthemen. Außerdem Businessfrauen, die ihre Weiblichkeit hinter einer grauen Fassade versteckten und dasaßen, als hätte man ihre Wirbelsäule durch eine Eisenstange ersetzt.

Wir spielen alle eine Rolle, um zu bekommen, was wir uns in den Kopf gesetzt haben.

Sie würde einmal mehr gute Miene machen, wo es sich anbot, einen geistreichen Kommentar einstreuen – wozu hatte sie sechs Semester Politologie, Kunstgeschichte und Germanistik studiert – und hoffen, dass zumindest die Speisekarte ein paar Überraschungen bereithielt.

Sie kam mit erstaunlich wenig Konversationsanteilen durch den Abend. Der lange, dürre Kerl im Anzug mit zu kurzen Ärmeln bestritt weite Teile der Unterhaltung allein. Es war offensichtlich, dass er Claude umgarnte, in der Hoffnung auf Venture Capital für sein Projekt. Juli verstand nicht, worum es dabei ging. Irgendetwas unter Einsatz biotechnologischer Methoden.

Der Dürre benutzte das Wort *innovativ* selbst für ihren Geschmack etwas zu oft. Die anderen Teilnehmer der Tischrunde waren Wissenschaftler, schmückendes Beiwerk, das gestenreich Fragen des potenziellen Investors beantwortete. Sie kannte Claude inzwischen gut genug, um an seiner Miene abzulesen, dass er nicht überzeugt war.

Das Dinner endete erst weit nach Mitternacht. Sie sah ihm an, dass er sich beherrschte, um

nicht in gedehntes Gähnen auszubrechen. Ob aus tatsächlicher Müdigkeit oder Langeweile, vermochte sie nicht zu sagen.

Dem Dürren war die Enttäuschung darüber anzusehen, dass er Claude keine Zusage hatte entlocken können. Seinen letzten Rest Selbstachtung über Bord werfend, verbeugte er sich zum Abschied tief vor ihrem Begleiter, drückte ihm eine Hochglanzbroschüre in die Hand und winselte, er möge sich die Zahlen darin noch einmal ansehen.

Claude nickte kurz, nahm den Bericht mit spitzen Fingern entgegen und verabschiedete sich mit knappen Worten.

»Vielleicht sollte ich dich erst einmal massieren, wenn wir allein sind«, wisperte Juli im Hinausgehen in sein Ohr. »Dieser Pitch war offensichtlich ein Schlag ins Wasser.«

Claude lachte, er mochte ihre Metaphern. Doch gleich darauf wurde er wieder ernst. »Ich fürchte, daraus wird nichts, ich muss morgen früh raus. Deinen schicken Hosenanzug untersuche ich mit dem größten Vergnügen ein anderes Mal.« Er zog sie in eine Umarmung. »Robert bringt dich nach Hause, du brauchst deinen Schlaf, ma beauté.«

Allein für diesen Satz liebte sie ihn ein bisschen.

Der frühe Vogel verplappert sich

Mit dem ersten Kaffee des Tages in der rechten Hand ließ sie sich auf dem weißen Ledersofa nieder. In ihre abgewetzte Kuschedecke gehüllt, sah sie durch die bodentiefen Fenster auf die Stadt, die wie immer geschäftig pulsierte. Im Gegensatz zu Hamburg, wo ihre vier Jahre jüngere Schwester Stella wohnte, schien Berlin nie zur Ruhe zu kommen.

Ihr ungeschminktes Morgen-Ich spiegelte sich in der Scheibe. Der Pagenschnitt rostroter Haare hatte einen *Out-of-bed-Look*. Ihre dunkelgrünen Augen schauten verschlafen. Die naturbelassene Juli hatte, bis auf die Haarfarbe, mehr Ähnlichkeit mit Stella als mit der Juli, die halbe Nächte an der Seite einflussreicher Männer verbrachte.

Das Klingeln des Festnetztelefons, dessen Nummer nur einer Handvoll Menschen bekannt war, riss sie aus ihren Gedanken.

Zu so früher Stunde konnte das nur ihre Mutter sein. Für einen ihrer endlosen Monologe war Juli nicht bereit, doch nachdem das Klingeln immer dringlicher zu werden schien und in ihrem von *Domaine de Chevalier blanc* geschädigten Hirn schmerzlich widerhallte, gab sie klein bei.

»Mama! Wie schön, dass du anrufst«, säuselte sie zur Begrüßung.

»Na, wenn es nach dir ginge, könnte ich tot sein, und du würdest es erst merken, wenn der Testamentsvollstrecker an deiner Tür klingelt.«

Okay, kein guter Tag. Juli machte sich auf eine längere Ansprache gefasst.

»Meine Güte, deine Schwester kommt wenigstens ab und an mal vorbei, aber von dir sieht und hört man nichts, was ja wahrscheinlich wie immer an deinem Studium liegt, von dem ich annehme, dass es gut läuft. Hast du denn noch Prüfungen vor den Weihnachtsferien? Also, ich würde dich ja liebend gern mal besuchen, aber du sagst ja immer, dein Studentenzimmer eignet sich nicht für Besuch. Wie auch immer. Hab ich dir schon erzählt, dass der Hund der Schulzes verstorben ist?

Die sind ja völlig durch den Wind ...«

Nachdem ihr klar geworden war, dass es keinen akuten Anlass für den Anruf zu geben schien, außer Langeweile und Einsamkeit, was für sich genommen gute Gründe waren, hing Juli ihren eigenen Gedanken nach.

Sie empfand Mitgefühl für ihre Mutter, war ihr Vater doch viel zu früh verstorben. In Julis Elternhaus konnte man sich mühelos verlaufen. Für emotionale Momente blieb ihrer Mutter nur die Katze, denn die Töchter waren weit weggezogen, und sie hatte keine Vorstellung davon, wie diese ihre Tage, oder Nächte, verbrachten.

Stella hatte ihr Journalistikstudium zwar in Rekordzeit beendet, arbeitete aber keinesfalls als investigative Redakteurin, wovon sie immer geträumt hatte. Vielmehr brachte sie sich mit Promiklatsch für die Yellow Press gerade so über die Runden.

Es war erstaunlich, dass ihre Mutter diese Zeitschriften zwar bei jeder sich bietenden Gelegenheit studierte, ihr jedoch scheinbar nie aufgefallen war, dass ihre Tochter zu deren Inhalt wesentlich beitrug. Andererseits schrieb Stella unter Pseudonym und selten mit Foto.

Was Juli betraf, tappte Margot Schnetzer völlig im Dunkeln, und das war auch besser so,

denn aus einer Laune wurde ein Beruf, und dass sie ihr Studium bereits vor zwei Jahren aufgegeben hatte, musste ihre Mutter nicht wissen. Der richtige Moment, um ihr zu zeigen, wie sie lebte, würde früh genug kommen.

»... findest du nicht auch, dass das eine schöne Idee wäre?«

Mist!

Ihre Mutter hatte sie eiskalt erwischt. Juli würde sich eher die Zunge abbeißen, als zuzugeben, nicht zu wissen, worum sich das Gespräch drehte.

»Ja, sicher«, murmelte sie in den Hörer und hoffte, dass es sich um eine Lappalie handelte, wie so oft: die Tischdeko, ein Geschenk für die Nachbarn oder ähnlich Belangloses. Diesmal schien etwas anders.

Ihre Mutter stockte kurz in ihrem Redefluss, um dann in Jubelrufe auszubrechen. »Also wirklich? Das würdest du tun? Das macht mich sehr glücklich, Schätzchen.«

Den Rest des Gesprächs empfing Juli wie durch einen Nebel. Sie fragte sich, ob ihr Unterbewusstes nicht doch zutage fördern würde, welcher fixen Idee ihrer Mutter sie um alles in der Welt zugestimmt hatte.

Es dauerte genau zwei Stunden, bis sie es herausfand. Das Telefon klingelte erneut und

Stella am anderen Ende der Leitung ging prompt zum Angriff über. »Sag mal, hast du sie noch alle? Weihnachten bei Mami in unserem Elternhaus? Du hast über meinen Kopf hinweg für uns beide zugesagt! Weißt du, wie viele Veranstaltungen ich dafür sausen lassen muss?«

Juli versuchte, ihre Schwester zu beruhigen, ohne die eigene langsam aufsteigende Panik zuzulassen. »Du weißt doch, wie sie ist, redet ohne Unterlass, und ehe ich kapiert hatte, was Sache ist, war Weihnachten zu Hause als Familien-Happening eingetütet.« Juli hob zur Entschuldigung die rechte Hand, die ihr über die Fensterscheibe zuzuwinken schien.

Grotesk, diese Automatismen.

»Und was machen wir jetzt? Aus der Nummer kommen wir doch nie mehr raus.«

»Was wäre denn so schlimm daran?«, antwortete Juli. »Mama hat uns in ihrer Liebe gebadet und zum Dank bekommt sie nichts als Lügen.« Mit diesem Argument hoffte sie, nicht nur Stella zu überzeugen, sondern auch die Stimmen in ihrem eigenen Kopf zu beruhigen.

Juli hörte förmlich, wie Stella sich am anderen Ende der Leitung auf die Lippen biss. »Du hast recht, vielleicht benehmen wir uns ausnahmsweise mal wie brave Töchter und

ziehen das durch.«

»Könnte doch ganz lustig werden. Wir zwei haben uns auch schon ewig nicht mehr gesehen.« Juli versuchte, sich an das letzte Mal zu erinnern. Es wollte ihr nicht einfallen.

Eindeutig zu lange.

»Wer ist denn bei dir eigentlich gerade angesagt?«, fragte Stella unverblümt.

»Meinst du beruflich oder privat?«

»Ich komme immer noch nicht drüber weg, dass du dich für dieses Leben entschieden hast. Aber es scheint dir gut damit zu gehen, vor allem finanziell.«

»Danke, ich komme zurecht.«

Stella machte ein Geräusch zwischen Grunzen und Schnauben. »Also ich kann mir kein Penthaus in Berlin-Mitte leisten.«

Stella in Schwierigkeiten

Sie bemühte sich an ihrem letzten Arbeitstag vor den Feiertagen redlich, für diverse Benefiz-Veranstaltungen, die sie journalistisch hätte begleiten müssen, Ersatz zu organisieren. Das war eine echte Herausforderung, da so kurzfristig vor Weihnachten kaum ein Kollege zu motivieren war, für sie zu übernehmen. Zumal Promi-News nicht gerade die Disziplin waren, um die man sich in der Redaktion riss. Die Texte waren oft genug an den Haaren herbeigezogene Mischungen aus Hörensagen, Mutmaßungen und viel Fantasie.

Die Schwestern hatten sich, der Einfachheit halber, auf dieselbe Ausrede verständigt, nach der ihre Mutter gestürzt war und für eine Weile die Hilfe ihrer Töchter brauchte.

Mit jeder Absage, die Stella an diesem

Morgen kassierte, wurde sie nervöser. Um zumindest etwas Ruhe für ihren Text zu finden, den sie heute vor Redaktionsschluss abgeben musste, zog sie sich in das Büro des Kollegen zurück, der auch in diesem Jahr kein Weihnachten im klassischen Sinne würde feiern können.

Ansgar war Kriegs- und Krisengebietsreporter und, soweit Stella informiert war, in Syrien unterwegs. Seine Arbeitsumgebung schien das Einsatzgebiet zu spiegeln. Es sah aus, als wäre eine Rakete in die Papierberge eingeschlagen und hätte die Dokumente im Raum verstreut. Unterlagen stapelten sich auf dem Tisch, darunter, in den Regalen und selbst auf den Stühlen. Viele dieser Papiertürme würden beim kleinsten Windhauch das Gleichgewicht verlieren. Sie schienen in hektischer Betriebsamkeit zu Gebilden aufgetürmt worden zu sein. Ein Beleg dafür, dass ihr Besitzer das Wort Akkuratesse aus seinem Wortschatz lange gestrichen hatte. Es gab einen einzigen schmalen, papierlosen Pfad zwischen Schreibtisch und Bürotür.

Stella hatte kein schlechtes Gewissen, einige der Stapel vom Schreibtisch zu verbannen, um wenigstens ein paar Zentimeter Platz für ihren Computer zu schaffen.

Sie hatte sich gerade in ihren Text über Größe und Schmuckwerk des Weihnachtsbaums von Prinz William und Prinzessin Kate vertieft, da betrat ein Mann das Büro. Ohne anzuklopfen!

»Zu Hause wohl Säcke vor der Tür, was?« Unter Stress vergaß sie bisweilen ihre Manieren.

»Wie bitte?« Der Herr war von kleiner Statur, trug das grau melierte Haar sorgfältig gescheitelt und steckte in einem Anzug, den er gekauft haben musste, bevor der Wohlstandsbauch, den er vor sich hertrug, gewachsen war. Einzig seine hastig hin und her flitzenden Augen passten nicht ins Bild des biedereren Büroangestellten.

»Ist Ansgar nicht da?« Er trat ungefragt näher.

»Können Sie auch noch was anderes als Fragen stellen? Sorry, aber ich habe hier Zeitdruck. Ansgar ist in Syrien und jetzt wünsche ich Ihnen ...«

Weiter kam Stella nicht, denn der Mann wurde kreidebleich und hielt sich am Stuhl vor dem Schreibtisch fest, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Mit wenigen Schritten hatte sie das Möbel umrundet, den Papierstapel auf der Sitzgelegenheit zu Boden gefegt und dem Unbekannten, der am ganzen Leibe

zitterte, geholfen, sich zu setzen.

»Ist Ihnen nicht gut? Wollen Sie vielleicht ein Glas Wasser?«

Der Mann sah sie an, als wäre er aus einem langen Koma erwacht und könnte sich ihre Anwesenheit im Raum nicht erklären.

»Brauchen Sie Hilfe?« Stella war zunehmend irritiert.

Wer war dieser Mensch und warum haute ihn die Nachricht von Ansgars Abwesenheit so aus den Socken?

»Ich muss mit Ansgar sprechen. Es ist lebenswichtig.« Seine Stimme zitterte. Mit der linken Hand ergriff er Stellas Unterarm und drückte seine Finger fest in ihre Haut. »Bitte, helfen Sie mir.«

Stella kam rasch zu dem Schluss, dass er ein Informant sein musste.

War er in Schwierigkeiten? Oder Ansgar? Hatte er brisantes Material bei sich, das er übergeben wollte? Warum spazierte er geradewegs in die Redaktion, statt sich mit ihm auf neutralem Boden zu treffen?

Das Vertrauensverhältnis zwischen Journalist und Informant wuchs über Jahre und bedurfte Behutsamkeit und Einfühlungsvermögen. Es war offensichtlich, dass dieser Mann litt. Sie schämte sich für ihre barschen Worte und

entschied, der Sache auf den Grund zu gehen.

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Wir versuchen, Ansgar telefonisch zu erreichen. Er hat sicher eine Idee, wie sich die Angelegenheit regeln lässt.« Sie kannte ihren Kollegen gut genug, um zu wissen, dass er für jedes Problem eine Lösung fand. Er war bei seinen Auslandseinsätzen häufiger in lebensgefährliche Situationen geraten, wie etwa Bombardements oder Hinterhalte. Jedes Mal war er lebend rausgekommen. Das war nur einer von vielen Aspekten, für die sie ihn bewunderte.

Warum der Mann, der jetzt vor ihr saß, nicht selbst versucht hatte, mit ihm Kontakt aufzunehmen, war ihr nicht klar, aber unter den gegebenen Umständen fiel ihr nichts Besseres ein.

»Wie heißen Sie?« Stella wusste, dass viele Informanten Decknamen nutzten.

»Mein Name ist Julius Krämer.«

Stellas Eindruck war, dass er gehörig unter Druck stand. Seine Augen tasteten den Raum ab, als hoffte er, Ansgar doch noch irgendwo zu entdecken. Dann wieder schweifte sein Blick zur Tür, wie zur Flucht bereit.

Stella berührte eine Schulter des Mannes flüchtig. Eine Geste, die beruhigend gemeint war, doch Krämer zuckte zusammen.

»Ich helfe Ihnen, beruhigen Sie sich, bin gleich zurück.« Mit diesen Worten verließ sie den Raum, um frei zu sprechen. Ansgars private Telefonnummer hatte sie immer noch gespeichert, auch wenn sich aus einer Handvoll Dates nie etwas Festes entwickelt hatte. Sehr zu ihrem Bedauern.

»Stella, du hast immer noch ein Scheiß-Timing«, war das Erste, was sie hörte, als am anderen Ende der Leitung abgehoben wurde.

»Sorry Ans, ich würde dich auch nicht stören, wenn nicht gerade Julius Krämer in dein Büro hereingeschneit wäre.«

»Scheiße!« Sein Fluch war selbst bei der miserablen Verbindung deutlich zu verstehen. »Was hast du überhaupt in meinem Büro verloren?«

»Mein Herz, du arroganter Arsch!«

Ansgar lachte, was selten vorkam.

»Im Ernst, Ans, der Typ steht kurz vor dem Herzinfarkt.«

»Okay, reich mich mal rüber.«

Stella wechselte aus dem Flur wieder ins Büro und hielt Krämer das Telefon hin.

»Wir müssen reden! Da ist eine Sache im Gange, zwischen den Faschisten vom *Bündnis Agnes fürs Vaterland* und der konservativen *Union Christsozialer Demokraten*. Das ist eine

politische Bombe. Ich habe Beweise.«

Stella konnte nicht verstehen, was Ansgar sagte, aber Krämer schien nicht erbaut. Er hob eine Augenbraue und schüttelte missbilligend den Kopf. Der Monolog aus Syrien dauerte ewig.

»Also gut.« Krämer kapitulierte letztlich. »Wenn das Ihre beste Idee ist, dann will ich hoffen, dass Ihre Kollegin so professionell ist wie Sie selbst.«

Daraufhin gab ihr der Mann das Telefon zurück. Stella sah ihn fragend an. Krämer zuckte mit den Schultern. »Ans, bist du noch dran?«

»Nee, bin schon auf der Party mit den Milizen. Natürlich bin ich noch dran. Hör mir jetzt gut zu. Der Typ ist ein sehr heißes Eisen, und jedes Mal, wenn er auftaucht, wackeln danach im politischen Berlin die Wände. Er hat sicher eine gute Story im Gepäck. Ich kann von hier aus nichts tun. Du wolltest immer investigative Journalistin werden. Bitte schön, jetzt kannst du zeigen, ob du es draufhast.«

Bevor sie etwas erwidern konnte, war die Leitung tot.

Julius Krämer hat keine Wahl

Die Journalistin schien ihm jung und unerfahren zu sein. Da die Angelegenheit keinen Aufschub duldete und sein Kontakt in der Redaktion große Stücke auf sie hielt, entschloss er sich, ihr zu vertrauen. Ohne an Details zu sparen, erklärte er ihr das abgekartete Spiel, das im politischen Berlin von einer kleinen Elite vorbereitet wurde. Ein Tabubruch historischen Ausmaßes, hinter verschlossenen Türen, von eigenen Parteikollegen unbemerkt. Zu seinem Erstaunen zeugten ihre Zwischenfragen von messerscharfem Verstand. So beruhigte er sich allmählich, übergab ihr mit zittrigen Fingern den Stick mit dem Material, das seine Geschichte belegen

würde, und war im Begriff, zu gehen.

»Wenn hierauf zu sehen ist, was Sie mir gerade erzählt haben, dann wird das genügen, um meinen Chefredakteur von der Story zu überzeugen. Bei dem, was Sie andeuten, wäre mir, im Sinne journalistischer Sorgfaltspflicht und erhöhter Beweiskraft, allerdings wohler, wir hätten Zugang zu Originalen«, konstatierte Stella trocken. Wobei ihre Professionalität gespielt war. Ihr Herz raste bei dem Gedanken, dass sie die Chance bekommen würde, ihre sterbenslangweilige Klatschpresse-Idylle zu verlassen und endlich den Journalismus zu betreiben, für den sie diesen Beruf gewählt hatte.

Krämer seufzte.

»Ansgar hat Ihnen als Whistleblower bisher immer vertraut, nehme ich an.«

»In der Tat!«, erwiderte Krämer forsch. »Das Original der Akte mit den Besprechungsprotokollen wird meines Wissens nach nicht bei den Faschisten, also dem *Bündnis Agnes fürs Vaterland*, aufbewahrt.«

»Sondern?«

»Bei der konservativen *Union Christsozialer Demokraten*. Dort habe ich in meiner Position keinen Zugriff.«

»Es macht wohl wenig Sinn, zu ergründen, wie Sie an die digitalen Kopien gekommen sind.«

Es war keine Frage, sondern eine Feststellung. Stella wollte sich von Beginn an keine Fehler erlauben.

Krämer massierte mit der linken Hand seine Schläfe und schaute wiederholt zur Tür. »Wie Sie sich denken können, sonst wäre ich kaum hier, bin ich kein überzeugter Faschist, im Gegenteil. Ich habe mich dem BAfV zu einer Zeit angedient, als die Fraktion im Bundestag noch kleiner, unbedeutender war und auf der politischen Bühne viele Fehler machte. Der Verfassungsschutz hatte nur mit Wissen der damaligen Regierungsparteien das Bündnis mit mehreren V-Männern infiltriert. Ich bin der Einzige, der bis in die oberen Entscheidungsebenen vordrang, ohne öffentlichkeitswirksam aufzutreten. Daher haben Sie meinen Namen nur selten in den Medien gehört.« Krämer rutschte auf seinem Stuhl hin und her.

Stella wollte ihn allerdings nicht ziehen lassen, ohne genau zu verstehen, mit wem sie es zu tun hatte. »Und Sie sind nach dem Regierungswechsel geblieben?«

»Ja, auf eigenen Wunsch, die anderen Kollegen wurden unauffällig abgezogen. Mir wurde signalisiert, dass ich als Schläfer auf mich selbst gestellt sein würde. Die Sozialliberalen hatten kein Interesse an einem Streit mit dem

neuen Koalitionspartner. Die konservative Union, frisch wieder an der Regierung, wusste nichts von meiner Existenz und die Umweltpartei hatte, nun wieder in der Opposition, andere Sorgen. Seither agiere ich auf eigene Rechnung. Das Spiel wird allerdings mit der neuen Lage äußerst riskant für mich.«

Stella nickte. Der Mann hatte ein hohes Risiko auf sich genommen und jede Menge Grund, nervös zu sein. »Ich werde Ihr Material über die Feiertage sichten und die Berichterstattung vorbereiten. Die Damen und Herren werden nicht wissen, wie ihnen geschieht. Diese publizistische Bombe ist Ihre Exitstrategie, nehme ich an?«

»Im besten Falle ja.«

»Eine letzte Frage noch, wenn Sie erlauben.«

»Was denn noch?« Krämer klang genervt.

»Warum kommen Sie damit eigentlich zu uns? Die Kollegen in Berlin wären doch viel näher an Ihnen dran.«

»Ich hasse Berlin! Zu laut, zu chaotisch und völlig dysfunktional. Keine Ahnung, wie man dort leben kann, wenn man nicht gerade Künstler ist. Meine Hauptwohnung ist hier in Hamburg. Sie haben also einen der vielen parlamentarischen Pendler vor sich.«

Der Mann zeigte zum ersten Mal im Gespräch

Temperament. Das gefiel Stella.

»In Berlin traue ich nicht einmal einem Eichhörnchen über den Weg.« Krämer hob den rechten Zeigefinger, um seine Analogie zu unterstreichen.

»Wir kommunizieren ab jetzt nur noch über sichere Kanäle. Ich gebe Ihnen meine persönliche Adresse – für den Notfall.« Stella kritzelte ihre Anschrift annähernd leserlich auf ein Stück Papier und reichte es Krämer.

»Das ist gut. Man kann nicht vorsichtig genug sein. Mit Ansgar habe ich bis eben nie telefoniert.«

»Ich verstehe.«

Er wünschte ihr frohe Feiertage. Dann verschwand er so lautlos, wie er gekommen war.